

Dô bedûhte mich zehant⁷⁾,
 wie mir dienten elliu lant,
 wie min sêle waere
 ze himel âne swaere⁸⁾,
 und wie der lip solte
 gebâren⁹⁾, swie¹⁰⁾ er wolte.
 dâne was mir niht ze wê.
 got der waldes, swiez ergê¹¹⁾:
 schoener troum enwart nie mâ.

Gerne schlief ich lemer dâ,
 wan¹²⁾ ein unsaeligiu krâ
 diu begonde¹²⁾ schrien.
 daz alle krân godien¹³⁾,
 als ich in des gunne!
 si nam mir michel¹⁴⁾ wunne.
 von ir schritenne ich erschrac.
 wan¹⁵⁾ daz dâ niht steines lac,
 sô waer ez ir suontac¹⁶⁾.

Wan ein wunderalter wîp,
 diu getrôste mir den lip.
 diu begonde ich eiden¹⁷⁾.
 nû hât si mir bescheiden,
 waz der troum bediute.
 daz hoeret, lieben liute:
 zwêne und einer daz sint dri;
 dannoch seitens¹⁸⁾ mir dâ bî,
 daz min dûme ein vinger si.

7) (gleich 8) Hammer 9) sich beschämen 10) wie man immer 11) verkaufe 12) hätte nicht begonnen
 13) in einen Zustand kommen 14) groß 15) war 16) Tag des Gerichtes 17) in Eid nehmen 18) (gleich 19)

Die fränkische Landschaft

Von Michael Sebhardt

Spitze Kirchtürme ragen aus den Dörfern hoch. Überall schmal und nabelscharf bohren sie ihre schlanken Schieferspizen in den blauen Himmel. Überall, wohin die mächtige Hand des Julius Selter reichte, stehen diese Türme in der Landschaft und zeugen noch nach Jahrhunderten von seinem starken Willen.

Wenn die Eisenbahnzüge durch die unterfränkische Landschaft brausen, dann mögen diese Türme mit ihrer hohen, pfriemenartigen Dachform zuerst den Blick des Fremden auf sich lenken, da sie vielleicht die auffallendste Besonderheit der Landschaft sind. Sie ziehen das Auge auf sich, werben für die Landschaft und rufen zum Vergleich mit anderen Landschaftsbildern auf.

Aber das ist keine Unbescheidenheit. Die fränkische Landschaft drängt sich nicht auf. Sie will langsam gefühlt und mit liebendem Auge erschaut werden. Auch das ist eine Besonderheit von ihr.

Die Gebirgslandschaft fesselt durch ihre Großartigkeit, Heide und Moor durch ihre räumliche Weite, das Meer durch seine Unermeßlichkeit. Hier spielt die Natur gleichsam mit vollem Orchester. Anders die fränkische Landschaft. Sie ist ausgezeichnet durch stille, intimere Reize, die nicht breit und offen zur Schau liegen, sondern gesucht, aufgefaßt, erfüllt werden müssen. Annuit und Kunst verschwiftern sich in ihr. Feinere Sinne sind nötig um sie zu erfassen und sich ganz an ihr zu streuen.

Wo die Natur heftiger, voller, gewaltiger hervortritt wie etwa im Hochgebirge, da mag sie uns auch wuchtiger ansprechen und unsere Sinne heftiger erregen, uns hinreißen, bezaubern, betäuben. Aber kein Landschaftsbild wird ähnlich musikalisch geföhlt und mit den Herznerven aufgenommen wie das fränkische, das voll Licht, Wärme, Farbe und Güte ist.

Mild und einfach ist die fränkische Landschaft ihrem Charakter nach. Alles Komplizierte oder Aggressive fehlt ihr. Sie ist weder eintönig noch biblisch groß. Sie kennt weder Schrednisse noch Ekstasen. Aber es eignet ihr eine besondere Harmonie zwischen Natur und Seele, zwischen Bodenform und Bestimmung. In der Einheit von Natur und Kunst mag auch der letzte psychologische Grund für die ruhige, gehaltene Fröhlichkeit des Frankenlandes zu suchen sein.

Jugendlich leicht und heiter zieht der Main seine fröhliche Bahn. Aus seiner schlanken Jugend strömt belebende Frische über das Ufergelände, frei von dunklen, tödlichen Gewalten und dumpfen Leidenschaften. Selbst wenn er im Frühjahr oder im Herbst über seine Ufer tritt, hat er nichts von der wilden Grausamkeit der Alpenflüsse, sondern breitet sich langsam wachsend senartig über das Adergelände aus. Wer möchte ihn da noch mit dem jungen Rhein oder einem anderen Bergsohn vergleichen? Seine Wasser sind friedlich, nichts reizt sie auf, keine engen Schluchten pressen sich in seine Venen, daß er um seinen Weg kämpfen muß. Die Mittelgebirge, die ihm ihre Wasser zuwenden, öffnen ihren Schoß um Segen zu spenden. Bald dehnen sich Felser in weitem Bogen in die Runde. Helle sommerliche Farben legen sich über gepflegte Adergründe und veratmen in besonnener Ferne an sanft geschwungenen Hügeln. Diese Landschaft hat Kuboff Schiestl so oft mit jungen, hellen Farben gemalt: die fränkische Bauernlandschaft mit ihren Markern, Ställen und Kapellen, ihren frommen Kirchengängern und Rostbauern, mit ihrer Radonneninnigkeit und einem sehr weltlichen Handelsgeist. Hell und rein ist die Luft und durchsichtig in der Nähe des Flusses. In den Frühlommerabenden ist es am Fluß am schönsten, wenn er dunklig und träumerisch vorbeizieht, während über seinen Altwässern die Insekten summen und allerlei Käfer mit klappernden Flügeln durch die Weidenbüsche schwirren. Bald aber rücken die Hügel lähner in den Talgrund vor, drängen ihre Schultern einander trotzig entgegen, burgengekrönt oder mit fröhlichem Laubwald geschmückt. Aber die Erinnerung an lampstreichige Vergangenheit ist längst verblaßt. Das Hügelgelände trägt nur noch wenig Ruinen, ihm obliegt eine andere friedlichere Aufgabe. In langen Reihen ziehen in den Sommermonaten grünstreifige Weinberge von der Höhe zum Tal, das Welke und Köstliche, was die Erde an Fruchtstäben in ihrem Schoße trägt, in dichten Beerentrauben zu sammeln und von der Sonne trocken zu lassen. Und wenn der Segen der Sonne in voller Glut in die Trauben schäumt, scheint der Strom blendendes Licht und silberne Hitze an die

liebenden Franken der Nebenhügel zu spüren. Nirgends in Deutschland sei das Licht so farbig, die Sonne so strahlend warm und die Hitze so gleißend als in Franken, so schrieb der Würzburger Dichter Max Dauthendey in einem seiner Bücher.

Max Dauthendey spürte das Licht und die Farben der Luft im weingesegneten Franken wie niemand vor ihm. Was er fühlte und empfand, malte er in tausend feinen abgestuften Farbtdönen in seinen feinen saltergleichen Gedichten. Wie er die Mainlandschaft sah in ihrer klaren vor-mittägigen Bläue, in der dunstigen Stille des Abends und in der süßlichen Blut des Rittags, so ist sie wirklich, nicht bloß dichterisch geträumt und gemalt. Ja, sie erfüllt das Herz wirklich mit Sehnsucht und Melancholie, sie erregt die Sinne, wirbelt das Blut auf und macht es zugleich milde. Heimweh und Fernweh gibt sie ihren Kindern in die Seele mit.

Das stille Franken hat Segenden, wo selbst die mitteleidlose Geschichte zu träumen scheint. Als Träume der Vergangenheit tauchen die alten fränkischen Nester vor uns auf: weltvergessene Denkmale der Vergangenheit, fernab von dem Lärm der Zeit. Wer kennt nicht Sulzfeld, wenigstens nach dem berühmten Gemälde von W. Schiefl? Albrecht Dürer kommt an dem Städtchen auf seiner Fahrt nach den Niederlanden vorbei und vergift sein Reiseziel und sich selbst, als das turmgekrönte, hochumtriebete Sulzfeld vor ihm auftaucht. Nicht Ehrfurcht hat das alte Städtchen erhalten oder Fremdenindustrie zu einem Museum gemacht wie das alte Rothenburg. Sulzfeld blieb aus dem Mittelalter einfach übrig, die Jahrhunderte haben sich in ihm verschlafen und haben es vergessen. In aller Stille zog draußen vor den Toren der Main vorüber um anderswo seine Ankerplätze zu suchen. So strömten auch keine neuen aktiven Kräfte in das Blut ermüdeten Generationen und das Leben blieb im engen Kreise befangen. Die Idylle aus dem Mittelalter hat sich so erhalten. Wenn in den Stuben und Schenken die goldenen Schattengeräte gefüllter Weingläser auf den weißgeschuerten Tischen lustig schaukeln, dann vergift das Herz die Enge umher und der Tanz der fröhlichen Lichter beschwingt es mit leichten Flügeln. Weinstrohe Gegenwart grubelt nicht gern über Vergangenheit und Zukunft nach, sie genießt sich selbst und den singenden Frieden, den sie über den Alltag breitet.

Es ist ein feiner gleitender Rhythmus, der nur gefühlt werden kann. Er schwingt auch in der Dichtung des Frankenlandes. Es ist der Rhythmus der Landschaft. Wie die feinen fränkischen Nester in der Gegend ruhen und schweigen, so schweigen und ruhen in der fränkischen Poesie die alten tiefen unausgesprochenen ewigen Gefühle. Wilde, zerklüftete Leidenschaften, abnorme Empfindungen, extravagante Ausschweifungen der Phantasie liegen der dichtenden Frankenseele fern. Sie liebt das farbiges Dur und Roll gesunden, ausgeglichenen Geistes, sie singt lieber, als daß sie streitet. Wenn man abends an den Ufern des Flusses wandelt, während die Sonne in den Weinberghügeln liegt, dann mag man mit innerem Glücksempfinden diesen sanften langhinatmenden Rhythmus in innerster Seele spüren:

Am Abend tropft des Tages Gold aus Weinberghügeln.

Von Abendseligkeit und Glückes-Überfließen

Erglänzt ein Sonnenstrom auf leuchtenden Türkisen

Und in besonntem Tanz schwebt auf Libellenflügeln

Die blaue Einsamkeit der Nacht aus grünen Wiesen.

Ein Minnesänger

Von J. H. Eichelsbacher, Witter aus Braunfels
Singenzeit, 2. Aufl., K. Silberburg, München, 1918.

Am Sodel des Frankoniabrunnens in Würzburg sitzt ein großer Meister aus den Tagen der Hohenstaufenzeit, mit dem Dichterpriestertitel geschmückt: Herr Walthar von der Vogelweide, die Zierde der Minnesänger.

Wo seine Wiege stand, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, wohl aber streiten sich gar viele Orte um die Ehre, die Heimat des Dichters zu sein. Walthar war aus ritterlichem Stande, aber arm. Er war um 1160 geboren. Im Jünglingsalter zog er aus dem Vaterhause und kam an den Hof der Herzöge von Österreich. Zu Wien erlernte er Sagen und Singen, die höfische Dichtkunst. Reinmar der Alte, der trefflichste Minnesänger, war ihm Lehrer und Vorbild. In höchster Blüte stand dazumal das Reich. Friedrich der Rothbart hatte siegreich in Italien gekämpft und feierte 1184 das prachtvollste Reichsfest zu Mainz, von dem die Geschichte zu erzählen weiß; das Rittertum erlebte seine Blanzzeit, die Begeisterung für die Kreuzzüge war allerwärts. Kein Wunder denn, wenn die Dichter jener Tage in höchster Begeisterung ihre Lieder erschallen ließen zum Lob und Preis von des Reiches Herrlichkeit, von Minne und seliger Zeit.

Mit der Macht des Kaisertums war es vorbei, als um die Jahrhundertwende Staufe und Welfe sich um die Krone stritten. Wirnis und Drangsal rissen ein im deutschen Lande. Walthar verlor gerade in jener Zeit seine günstige Stellung am Wiener Fürstentum und mußte auf die Wanderfahrt, um sich sein Brot zu ersingen. Aberthalb Jahrzehnte zog er als fahrender Sänger zu Hofe von einem Fürstenhof zum andern, die Fiedel an der Seite. Er hatte der Lande viel gesehen von der Elbe bis zum Rhein und bis in das Ungarland hinein, von der Seine bis zur Mur, vom Po bis an die Trabe. Nachtvoll greift sein Sang in die politischen Verhältnisse Deutschlands ein; das deutsche Vaterland, das Kaisertum verteidigt er in seinen Liedern. Wiederholt weist Walthar auf der Wartburg, wo sich die höfischen Dichter zum edlen Wettstreit trafen.

Um 1215 wird dem armen Dichter ein heißer Wunsch erfüllt; Friedrich II. verleiht ihm auf seine Bitten hin ein Reichslehen bei Würzburg. „Ich hab' mein Leben, alle Welt! ich hab' mein Leben!“ jubelt der des Wanderlebens müde Sänger in die Lande hinaus. Wiederholt verläßt er den eigenen Herd, geht an den Kaiserhof, ja er beteiligt sich sogar 1228 an einem Kreuzzuge ins Gelobte Land. Seine religiösen Lieder aus dieser Zeit atmen fromme Innigkeit und reinen Büßersinn. Nach der Rückkehr aus Palästina verstummt Walthers Gesang, nachdem er 40 Jahre lang in Freud und Leid, in Frieden und Kampf geklungen hatte von deutscher Kaisermacht und Welt Herrschaft, von Waienlust und Minne, bald in stolzen Tönen, bald in flammenden Worten edelsten Jornes, bald in harmlosen Liebesbetuerungen, bald in wehmütiger Klage. Und 1230 bringt der Tod dem Dichter, der wie vielleicht kein zweiter deutscher Sänger tätigen Anteil an den wechselreichen Schicksalen des Vaterlandes genommen hat, die ersuchte Ruhe nach unstetem Erdenwallen. Im Lufangärtchen des neuen Münsters soll Walthar von der Vogelweide seine Grabstätte gefunden haben. Der wiederaufgefundene Kreuzgang des Neumünsters im Luitpoldmuseum, ein Gedenkstein an der Außenwand des Münsters und